

**A. Igoni  
Barrett**

# BLACKASS

**Roman**



**InterKontinental**

## **UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

**A. Igoni Barrett**

# **BLACKASS**

Roman

Aus dem Englischen von  
Venice Trommer

Mittwochmorgen. Furo hatte es sich auf dem Sofa gemütlich gemacht und schaute *Mr. Bean* im Fernsehen, als ein lautes Klopfen an der Wohnungstür sein Kichern verstummen ließ. Syreeta war in der Küche und schälte Kochbananen fürs Frühstück. Als Furo zu ihr hinüberschaute, klopfte es das zweite Mal, und er sah sie durch die Gardine spähen. Sie machte einen Satz rückwärts, wirbelte herum und rannte mit dem Messer in der Hand auf Zehenspitzen aus der Küche. Als sie im Wohnzimmer ankam, war Furo bereits aufgesprungen. Er setzte an, etwas zu sagen, doch sie hob das Messer zu ihren Lippen, packte ihn am Arm und zerrte ihn ins Gästezimmer. »Bitte bleib hier, schließ die Tür ab«, flüsterte sie flehentlich, während sich ihre Finger in seinen Unterarm gruben. Furo willigte nickend ein, woraufhin sie ihren Griff lockerte und begann, gedankenverloren mit einem nervösen Gesichtsausdruck die gerötete Stelle auf seiner Haut zu streicheln. Das Klopfen war lauter geworden, die Pausen dazwischen kürzer. Syreetas Augen fokussierten sich wieder auf Furo, als sie sagte: »Komm erst raus, wenn ich es dir sage.« Sie verließ das Gästezimmer und zog die Tür hinter sich zu. Mit einem Satz erreichte Furo die Tür. Er drehte den Schlüssel im Schloss und zog ihn heraus. Doch er fühlte sich immer noch exponiert. Also eilte er zum Fenster und zog die Vorhänge zu, rauschte dann zurück zur Tür und kauerte sich daneben. Wieder ertönte das Klopfen. Die Schläge klangen wutentbrannt. Doch es hörte auf, als eine Tür im Haus zuknallte. Die von Syreetas Schlafzimmer, und sie rief: »Ich komme, lass meine Tür heil!« Furo hörte, wie sich die Wohnungstür öffnete, Syreetas überraschten Ausruf, dann eine tiefe Männerstimme, die Syreeta ins Wohnzimmer folgte. Das Sofa knarzte, als der immer noch sprechende Mann sich darauf fallen ließ. Furo konnte ihn durch die dünne Wand, die ihre Nähe verschleierte, klar und deutlich hören. Seine Stimme war ein satter Bariton, aufgeraut durch Brandy

und Tabak, und schien einem fülligen Körper zu entweichen. Als er Syreeta fragte, ob sie ihn bestrafe, trugen seine Worte die liebevolle Klangfarbe des Yoruba.

»Bola, ich hab doch gesagt, ich bin nicht mehr sauer«, antwortete Syreeta, woraufhin der Mann genervt zurückschoss: »Warum bist du dann gestern nicht gekommen? Und warum gehst du nicht ans Telefon? Ich hab die ganze Nacht angerufen!«

»Ich bin früh schlafen gegangen. Mir ging es nicht so gut«, erwiderte sie. Furo hatte sie noch nie so unterwürfig gehört. Angesichts des Tons, den der Mann anschlug, als er weitersprach, überraschte ihn diese Seite von Syreeta allerdings nicht mehr. »Riri, Riri, Riri«, sagte er immer vorwurfsvoller. »Wie oft hab ich dich angerufen, du Problemkind? Nicht mal zurückrufen konntest du mich? Ich habe über eine Stunde auf dich gewartet!«

»Tut mir leid.« Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Aber jetzt weißt du, wie sich das anfühlt.«

»Ach, halt die Klappe«, sagte er leichthin. »Wie fühlst du dich?«

»Besser.«

»Gut. Gut genug, um mir ein bisschen *Sugar* zu geben? Du weißt, ich hab dich vermisst. Ich hab heute extra ein wichtiges Meeting abgesagt, nur um dein Gesicht zu sehen.«

Jetzt klang Syreetas Stimme, als wäre sie weiter entfernt, in der Nähe des Badezimmers. »Gib mir einen Moment, um mich fertig zu machen. Gehen wir ins Oriental?«

»Aber wo ich schon mal hier bin«, sagte Bola. Sie antwortete nicht, und er fuhr fort: »Wir haben noch gar keine Zeit in dieser Wohnung verbracht, seit du eingezogen bist. Ich weiß noch nicht einmal, wie dein Schlafzimmer aussieht.« Furo hatte kaum Zeit, das Knarren der Couch zu deuten, als Syreeta nachdrücklich rief: »Nein, Bola, das ist das Gästezimmer!« Der Türknauf drehte sich. Furo starrte die Tür voll religiöser Ehrfurcht an. Schweiß tropfte

von seinem Gesicht wie die letzten Körner in der Sanduhr des Lebens. »Ist es etwa abgeschlossen?«, wollte Bola wissen, während er an der Tür rüttelte. Jedes Rütteln zog die Schlinge um Furos Hals enger. Und dann: »Warum ist es abgeschlossen?« In Furos Ohren klang seine Stimme äußerst misstrauisch.

»Nur so«, sagte Syreeta. »Ich benutze das Gästezimmer so gut wie nie, also hab ich es abgeschlossen. Den Schlüssel hab ich irgendwo verlegt. Ich wollt schon lange einen Handwerker kommen lassen, aber ich vergess es immer wieder.«

Wieder drehte sich der Knauf unter Furos angsterfülltem Blick. »Soll ich die Tür aufbrechen?«

»Auf gar keinen Fall, du machst sie nur kaputt! Lass es einfach. Ich kümmerge mich später drum.« Ihren Worten folgten schnelle Schritte, und nachdem sie ihre Tür geöffnet hatte, sagte sie: »Das ist mein Schlafzimmer. Komm, setz dich und warte hier auf mich. Ich geh duschen. Geht ganz fix.«

Während Furo Bola telefonieren hörte, mal lauter, mal leiser, erholte er sich langsam von seiner Überdosis Adrenalin. Sein überhasteter Herzschlag hatte ihn kurzatmig werden lassen, auf seiner Haut lag kalter Schweiß, zwischen den Schenkeln und unter den Armen war er klatschnass. Und doch war er ruhig genug, seine Gedanken zum Trog des gesunden Menschenverstands zu führen. So viel war klar: Bola war Syreetas *Sugar Daddy*, ihr Liebhaber und Gönner, ihr »Mann«. Furo hatte vermutet, dass sie so ihren Lebensunterhalt verdiente, aber nun wusste er mit Sicherheit, dass er den Komfort, den er genoss, ebenso sehr Bola zu verdanken hatte wie Syreeta. Das Dach über dem Kopf, das Bett, in dem er schlief, die Zwanzigtausend für seinen Pass, die Speisen, die er aß, und die Säfte, die er trank, er wusste nun, aus wessen Tasche das alles bezahlt wurde. Wenn Syreeta die Brust war, an der er gratis saugte, dann war Bola – wenn auch unwissentlich – die Vaterfigur.

Als ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging – dass er mit der Frau des Mannes schlief, der ihn beherbergte und dessen Stimme just in diesem Moment unmittelbar hinter der Wand blubberte, die ihn, den Betrüger, verbarg –, versetzten Schuldgefühle Furo einen Stich. Er schüttelte sie ab. Soweit er wusste, war der Mann selbst Ehebrecher. Syreeta war frei, unverheiratet, niemandem Rechenschaft schuldig; und so wie es klang, wahrscheinlich halb so alt wie Bola. Wenn hier irgendjemand Mitleid verdient hatte, dann sicherlich nicht Bola.

Das Zuknallen der Wohnungstür signalisierte Furo, dass Syreeta und ihr *Sugar Daddy* sich auf den Weg gemacht hatten. Durch einen Spalt zwischen den Vorhängen versuchte er, einen Blick auf sie zu erhaschen, doch sie hatten eine Richtung außerhalb seines Blickwinkels eingeschlagen. Er wusste, dass sie Mittag essen gehen wollten, weil er aufgeschnappt hatte, wie sie sich über Restaurants unterhielten, nachdem Syreeta aus dem Badezimmer gekommen war. Während sie sich anzog, hatten sie sich auf den English Pub in der Sinari Daranijo Street geeinigt. Von Bolas Ankunft in Furos Leben bis zu dem Zeitpunkt, an dem er das Haus wieder verließ, waren nicht einmal zwei Stunden vergangen. Doch das war genug Zeit für Bola, Furos Versteck mit seinem dominanten Geruch zu markieren. Neue Banknoten in altem Leder, frisch gewaschene Kleidung, gesprenkelt mit Eau de Cologne, und der Dufthauch schweren Schmucks: der Geruch eines Mannes, der es gewohnt war, seinen Willen zu bekommen. Ehe er Syreetas Schlafzimmer verließ, hatte Bola ihr Taschengeld für die kommenden zwei Wochen gegeben, zweihunderttausend Naira, hatte Furo ihn sagen hören. Syreetas »Danke« klang zu Furos Erschütterung unbeeindruckt.

Furos Handy klingelte. Der Ton kam aus Syreetas Schlafzimmer, also ließ er es weiter klingeln. Sieben verpasste Anrufe spä-

ter, als es offensichtlich wurde, dass der Anrufer nicht aufgeben würde, schloss Furo die Gästezimmertür auf und schlich in Syreetas Schlafzimmer, wo er das Handy unter Syreetas Bett fand. Wie er vermutet hatte, war Syreetas die Anruferin. Als er den Anruf annahm, sagte sie: »Warum bist du nicht rangegangen?«

Da Furo nicht reagierte, fuhr sie ruhiger fort: »Ich wollte dir nur sagen, dass ich die Kochbananen in den Kühlschrank getan hab. Kannst du Dodo braten?«

»Ja.«

»Ist der Strom noch da?«

»Ja.«

»Du solltest die Sauce in der Mikrowelle aufwärmen, bevor der Strom weg ist.«

»Okay.«

Ihre nächsten Worte waren betont lässig: »Ich bin mit meinem Freund unterwegs. Ich komm heute Nacht nicht nach Hause. Morgen früh bin ich wieder da.«

Furo sagte nichts.

»Alles in Ordnung bei dir?« In ihrer Stimme schwang ein Hauch Trotz mit.

»Alles gut.«

Eine Pause, ein lang gezogenes Seufzen, dann sagte sie: »Bis morgen also.«

»Bis morgen.«

Nachdem Furo sein leeres Handy in die Steckdose neben der Schminkkommode gestöpselt hatte, ging er in die Küche. Er nahm die geschälten Kochbananen und die zugedeckte Schale Tomatensauce heraus, legte die Plantain-Scheiben in eine Pfanne mit Erdnussöl auf dem Gaskocher, und während sie brutzelten und karamellisierten, erhitzte er die Sauce in der Mikrowelle. Danach trabte er ins Badezimmer, um zu pinkeln, und als er zurück in die

Küche schlenderte, entdeckte er eine gefaltete Zeitung auf dem Couchtisch. Ohne Zweifel von Bola; sogar die Toilette roch nach ihm. Als das Essen fertig war, transportierte Furo es auf einem Tablett zur Couch, zog die Vorhänge im Wohnzimmer zu, schaltete den Fernseher ein und ging zurück in die Küche, um noch eine Dose Maltina-Malzbier aus dem Kühlschrank zu holen. Der große, neue Kühlschrank, die glänzende Mikrowelle, das IKEA-Geschirr, seine schmackhafte Mahlzeit, ihm war bewusst, wer für all das bezahlte. Die Kühlschranktür fiel mit einem Wumms zu.

Furo ließ sich auf die Couch fallen, um zu essen, doch er zuckte vor Schmerz zusammen. Sein Po fühlte sich wund an. Schon am Morgen hatte er das Brennen bemerkt, als er die Aufhellungscreme auftrug, hatte sich aber nichts dabei gedacht. Zu viel herumgesessen, hatte er vermutet. Der brennende Schmerz war im Lauf des Nachmittags schlimmer geworden, er konnte kaum sitzen, und nun schien seine rechte Pobacke eine wunde Stelle zu haben. Nachdem er sein Festmahl verspeist und das Geschirr abgeräumt hatte, ging er also ins Schlafzimmer, um in den Spiegel zu schauen.

Die Bleichcremes zeigten ihre Wirkung: Die Haut an seinem Hintern war heller geworden. Zweifellos hatte er eine Schicht Farbe abgestreift, und die gerötete Haut darunter leuchtete wie ein frisch gelegtes Ei, wenn man es gegen das Licht hielt. Und trotzdem wirkte sein Po, neben dem *Weiß* seines Rückens und seiner Beine, Schwarz und wütend. Die Bleichaktion hatte auf seiner rechten Pobacke eine Entzündung von der Größe einer Münze hinterlassen, rot und wund in der Mitte mit einem Ring aus verkrustetem Eiter. Es sah sogar schlimmer aus, als es sich anfühlte.

Das war es also.

Es war leichter zu sein, als zu werden.

Furo war sich sicher, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Er war entschlossen, nicht aufzugeben, bis sein Arsch so *weiß*

war wie der Rest seines Körpers. Doch vorerst musste er sich angesichts seines Anblicks im Spiegel die schmerzliche Wahrheit eingestehen: Bis die Wunde verheilt war, musste er aufhören, seinen Po zu bleichen.

Am Donnerstag gegen Mittag, als Furo gerade dabei war, seine gewaschene Wäsche im Wohnzimmer zu inspizieren, hörte er das Kratzen eines Schlüssels im Schloss der Eingangstür. Die Tür öffnete sich schwungvoll und brachte Syreeta, in strahlendes Sonnenlicht gebadet, zum Vorschein. Ihr quietschfideler Ton wirkte gezwungen auf Furo, als sie von der Küche aus mit ihm sprach. »Ich hab eine Überraschung für dich!« Sie kam näher und ließ die Tür offen stehen, starrte den dröhnenden Fernseher an und vermied den Blickkontakt mit Furo. »Zieh dich an, wir gehen aus.«

Die Fahrt über weigerte Syreeta sich, Furo irgendetwas über die Überraschung zu verraten. Sie wehrte seine Fragen ab und gab nur preis, dass sie auf dem Weg zu einem Ort in der Nähe von Alpha Beach waren. Wie sich herausstellte, war ihr Ziel ein Einkaufsviertel am Ende einer breiten Sandstraße, die schnurgerade auf den donnernden Ozean zulief. Syreeta brauchte einige Zeit, um auf dem überfüllten Parkplatz eine Lücke zu finden, und nachdem sie ausgestiegen waren, führte Syreeta ihn entlang einiger Schaufensterfronten. Die Ladenpassage, in die sie einbogen, war auf beiden Seiten von Schaufenstern gesäumt, in denen es von weiß wirkenden Schaufensterpuppen in Party-Outfits wimmelte. Furo hatte die Überraschung bereits erraten, bevor sie vor einem Geschäft mit dem Namen »Success Is the Lord's Clothings«, das laut dem Schild über dem Ladeneingang »Fachhändler für italienische Anzüge und Krawatten, britische Hemden und Schuhe, amerikanische Armbanduhren und Gürtel sowie französische Parfums etc.« war, stehen blieben. Chuks Yelloman Emmanuel war der Geschäftsführer. Als Syreeta an die Schiebetür aus Glas klopfte und

seinen Spitznamen rief, kam er auf sie zu. Er kämpfte mit der Türöffnung, drückte sich dann mit den Schultern gegen die Wand, damit die beiden durch die Öffnung schlüpfen konnten, und schob die Tür rasch wieder zu, sobald sie drin waren, als wollte er unbedingt den frostigen Luftzug aus der Klimaanlage drin behalten.

»*Madam the madam!*«, rief er schallend, während er Syreetas Hand mit seinen beiden massiven Pranken umschloss. Er führte sie weiter in sein blau beleuchtetes Geschäft hinein und schnauzte seinen jungen Assistenten an, seinen Arsch vom einzigen Stuhl in Sichtweite zu bewegen. Syreeta nahm auf dem Liegestuhl Platz, überschlug die Beine und legte ihre Handtasche in den Schoß. Während sie Yellomans aufgeregte Begrüßungen erwiderte, bewunderte Furo die lackierten Zehennägel an ihrem herunterbaumelnden Fuß. Sein Blick wanderte ihr Babyöl-glattes Schienbein hinauf zu ihrem verwöhnten Knie, das unter den Rüschen ihres Rocksaums herauslugte. Dann schwenkte er den Blick zu den Schuhen, die wie eine körperlose Meute auf dem Boden verteilt standen. Sämtlicher Platz im Geschäft war mit allen möglichen Kleidungsstücken besetzt. Auf Regalen gefaltet und von Bügeln baumelnd fand er echte Designerklamotten sowie ihre billigen Kopien aus Aba – aber Originale und Fälschungen waren strikt getrennt und wurden mit unterschiedlich großer Wertschätzung präsentiert. Furo war klar, warum Syreeta ihn ausgerechnet hierher gebracht hatte. Der Ladenbesitzer führte sein Geschäft auffällig offenerzig.

Furo fiel wie es Schuppen von den Augen, dass Yelloman ihn noch gar nicht begrüßt hatte.

Syreeta wandte sich an Furo: »Das ist sie, die Überraschung. Wir müssen dir was zum Anziehen für die Arbeit besorgen. Mein Budget ist ...« Sie warf einen Blick zu Yelloman, der sich abgewandt hatte, und hielt eine Hand mit allen Fingern ausgestreckt, die an-

dere zur Faust geballt hoch. Furos guckte sie mit großen Augen an, als sie lautlos mit den Lippen »fünfzigtausend« formte. Er hatte noch nie so viel für Kleidung ausgegeben, nicht auf einmal. Und noch nie hatte er neue Kleidung so dringend gebraucht wie jetzt. In ihm kochte das Bedürfnis hoch, seine Freude, seine Erleichterung angesichts dieses gelösten Problems zum Ausdruck zu bringen. Er wollte Syreeta mit seinen Armen umschließen und ganz fest drücken, bis sie es verstand.

»Danke«, sagte er halblaut.

Furo hatte die Qual der Wahl. Er brauchte Hemden, Hosen, Krawatten fürs Büro, Unterwäsche. Aber wo sollte er anfangen? Der Laden war so vollgestopft, dass es aussichtslos schien, sich auf die Suche zu machen. Egal was er fand, egal wie gut es ihm im blauen Licht des Kaufrauchs in dem schummrig beleuchteten Laden zu passen schien, es gäbe immer noch etwas Besseres, das er übersehen hatte. Er schaute in die Ecke, in die der Assistent gehuscht war, doch dort war er nicht mehr, sondern hatte sich durch die Hintertür verkrümelt. Also wandte Furo sich an Yelloman. »Ich such Hemden, die aussehen wie das, was ich an habe, aber etwas günstiger als dieses hier. Können Sie mich beraten?«

Yelloman stand vielleicht einen halben Meter entfernt, direkt neben Syreetas Stuhl, tat aber so, als hätte Furo nichts gesagt. Als Syreeta ihm mit dem Fingerknöchel ans Bein stupste, sah er zu ihr hinunter. »Mein Kumpel redet mit dir«, sagte sie.

Beinahe aggressiv antwortete Yelloman: »Was labert er denn?«

»Na, guck ihn doch erst mal an. Er hat ja wohl 'nen Mund, abi?«

Yelloman wandte sich Furo zu, hielt aber seinen Blick gesenkt. Sein Teint war ziemlich hell, die Art Farbton, die man mit den römisch-katholischsten aller Igbos verband, und Furo konnte erkennen, wie er vom Hals aufwärts errötete. Unwille pulsierte in seinem Körper, und seine fleischige Nase bebte. Furo spürte eine

unangenehme Anspannung. Yelloman war über eins achtzig groß und hatte die Statur eines Diskuswerfers. Venen kräuselten sich unter den drahtigen Haaren auf seinen wuchtigen Unterarmen. Die muskulösen Beine ließen seine Hose klein und eng wirken. Er schien von der cholерischen Sorte zu sein, ein Mann, der mit Vorsicht zu genießen war, und irgendetwas an Furo hatte ihn offensichtlich in Rage gebracht.

Yelloman räusperte sich, ehe er anfang zu sprechen. Wie ein Dirigent zu Beginn einer Symphonie hob er die Arme in die Luft. Mit ausladenden Gesten und übertriebenen Bewegungen, als wollte er mit Hirngeschädigten in Zeichensprache kommunizieren, sagte er dann zu Furo: »Was – haben – Sie – gesagt?«

Der Impuls zu lachen streifte Furos Gesicht, doch er konnte es sich gerade so verkneifen. Yelloman starrte Syreeta an, die sich mit bebenden Schultern vornüberwarf und sich die Seiten halten musste. Sie lachte so lange, dass Furo sich in Yellomans Namen freudschämte. Schließlich richtete sie sich wieder auf, schnipste eine Träne aus dem Augenwinkel und blickte dann in Yellomans grübelnde Augen. »Abeg, Yelloman, ich lach mich noch tot«, sagte sie mit erstickter Stimme. »Mein Kumpel kann Pidgin. Nicht nötig, mit den Händen rumzufucheln, als würdest du ertrinken.«

Yellomans Gesicht leuchtete aufgeregt auf. »Echt jetzt? Der spricht Pidgin?«

»Na, sprich mit ihm, dann siehste selbst.«

Zum ersten Mal sah Yelloman Furo ins Gesicht. Seine goldbraunen Augen glänzten wie Bonbons. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, als wollte er die Worte schmecken. Dann schoss er los: »*How you dey?*«

»*I full ground*«, antwortete Furo.

»Haha – korrekt, Mann!«, jubelte Yelloman und streckte die Arme aus, als wollte er Furo wie ein großer Bruder in den Arm neh-

men. Doch er bremste sich, sah Syreeta an und sagte: »Den Oyibo find ich gut.«

Er hörte gar nicht mehr auf zu reden, während er Furo durch den Laden und zu den besten Schnäppchen führte. Endlose Monologe über Nigeria, über den Sinn der menschlichen Existenz, betrachtet durch die Linse eines Textilhändlers, und dann waren da noch Fragen über Furo: indiskrete Fragen, neugierige Fragen, als Fragen formulierte Aussagen. Wo Furo herkomme, ob er gern Fußball schaue, was er von Lagos halte, ob er mit Syreeta zusammen sei, ob er nicht bald mit ihr eine Familie gründen werde. Seine einzige Tochter sei sechs Jahre alt und spreche schon besser Englisch als ihr Vater. (»Vergiss das CK-Hemd, das ist fake, nicht orijo. Nimm das von Gap. Eigentlich verkauf ich die für sechstausend, aber wenn du fünf nimmst, zahlst du fünfundzwanzig für alle.«) Er habe sich von ganz unten hochgearbeitet. Sein Vater habe im Bürgerkrieg alles verloren, weshalb er die Schule abbrechen und eine Ausbildung machen musste. Aber wie Furo sehen könne, sei er trotzdem erfolgreich. Er sei heute Besitzer dieses und eines weiteren Geschäfts in Ojuelegba und weit gereist. Früher sei er jedes Jahr zum Sommerschlussverkauf nach London gefahren, habe es aber vor Kurzem aufgegeben, zum Teil, weil es günstiger war, in Dubai einzukaufen und aus China zu importieren, zum Teil aber auch, weil die »Oyibos da Englisch ficken, als sei es nur ihre Sprache«. (»Die Jeans ist deine, wie für dich gemacht, deine Größe, fertig. Nimm sie mit für zweitausend.«) Aber Furo sei anders, er spreche Pidgin wie ein waschechter Nigerianer, und obwohl seine Haut *weiß*, sein Bia-Bia rot und seine Augen grün waren, sei sein Herz zweifelsohne Schwarz. *Abi no be so?*

»Ich bin ja auch Nigerianer«, stimmte Furo zu, und Yelloman klopfte ihm anerkennend auf den Rücken und reduzierte dann den Preis der Lederschuhe, um die sie gerade feilschten. Mit die-

sem letzten Kauf war Furos Budget ausgeschöpft, und während der Assistent – der zurückgekehrt war und eine maßregelnde Kopfnuss von Yelloman hatte einstecken müssen – begann, die Kleidung einzupacken, nahm er das Geld von Syreeta entgegen und bezahlte damit bei Yelloman. »Du bist mein persönlicher Freund«, sagte Yelloman, als er sie zur Tür begleitete. »Hab meine Nummer in die Tüte gepackt. Ruf mich an, wenn du mal 'n Bier trinken willst.«

Am Auto angekommen, betätigte Syreeta die Zentralverriegelung, ehe sie Furo die Tüten abnahm und auf den Rücksitz fallen ließ. Dann drehte sie sich um und schlang die Arme um Furos Hüfte. »Danke«, nuschelte sie in seine Brust. Sie drückte ihn, bevor sie einen Schritt zurücktrat. Ihre Augen waren glasig vor Rührung.

»Warum?«, fragte Furo überrascht. »Ich sollte dir danken!«

»Ich will mich für das bedanken, was du da drin gemacht hast, dass du so nett zu Yelloman warst.« Sie öffnete die Fahrertür, steckte einen Fuß ins Auto und sprach in das aufgeheizte Wageninnere: »Und dafür, dass du du bist.«

Endlich war es Sonntagabend, und Furo, der den ganzen Tag damit verbracht hatte, darauf zu warten, dass Syreeta von ihrem Wochenendausflug zurückkam, widmete seine Aufmerksamkeit nun dem Fernseher, während er schlemmte. Er schaute Cartoon Network, bis sein Teller leer war, dann Fox News, während er sein Malzbier trank. Im Fox-Studio saßen mehrere Experten und diskutierten die Staatsverschuldung der USA. Der einzige Schwarze Mann in der Runde war am wenigsten wortgewandt, und unvorteilhaft ausgeleuchtet, hob er sich kaum vom blau-roten Studiohintergrund ab. Furos Aufmerksamkeit wanderte bald von der Meinungsmache-Fernsehsendung zu Bolas Zeitung, die seit seinem Besuch am Mittwoch nur als Staubfänger gedient hatte. Es



war die Dienstagsausgabe derselben Tageszeitung, die Furo immer wegen der wöchentlichen Stellenanzeigen gelesen hatte. Es fühlte sich an, als wäre es Ewigkeiten her. Furo kehrte auf seinen Platz zurück, blätterte und überflog dabei die Seiten nur flüchtig. Sieben Tote nach Choleraausbruch. Karibische Staaten planen Investition in das nigerianische Stromnetz. Boko Haram schlägt wieder zu. Immer die gleichen alten Neuigkeiten, die gleichen recycelten Worte, die gleichen Gesichter recycelter Politiker. Und dann – in einem doppelseitigen Interview mit einem Foto von einem pausbäckigen Mann mit schweren Lidern über eine Viertelseite – das altbekannte Arbeitslosigkeitsproblem, aber von Alhaji Jubril Yuguda, dem Vorstandsvorsitzenden der Yuguda-Group, in ein neues Licht gerückt. Furo las das Interview nicht über den ersten Absatz hinaus, aber das Zitat unten auf der Seite weckte seine Aufmerksamkeit:

»Wir haben mehr als 15.000 Bewerbungen auf unsere Stellenausschreibung für leitende Lastkraftfahrzeugführer erhalten, aber nur 200 Stellen waren zu besetzen ... unter den Bewerber\*innen waren 18 Promovierte, 71 mit einem Master in Business Administration, 680 Inhaber\*innen anderer Masterabschlüsse und 11.240 Bachelor-Absolvent\*innen.«

*Alhaji Yuguda*

Einige Seiten später dachte Furo noch immer über Yugudas Worte nach, als er plötzlich ein Gesicht erblickte, das er zu erkennen glaubte. Und als er näher ranging, um die Bildunterschrift zu entziffern, sprang ihm sein eigener Name entgegen. Es war ein Foto von ihm, ein altes Foto, ein Selfie von seinem alten Ich. Er erinnerte sich daran, das Foto mit dem Handy aufgenommen zu haben, das er zurückgelassen hatte. Es war eine Vermisstenanzeige.

## **FURO WARIBOKO**

Männlich, 33 Jahre alt, dunkler Teint, spricht fließend Englisch. Hat am 18. Juni gegen 8 Uhr morgens das Haus mit unbekanntem Ziel verlassen. Wenn Sie ihn gesehen haben, kontaktieren Sie Doris Esosa Wariboko (Tel.: 08069834300/08143660843) oder das Polizeirevier in Akowonjo.

Furo hob den Kopf, starrte auf den Fernseher, ohne etwas zu sehen, die Zeitung rutschte ihm aus der Hand und flatterte auf den Teppich. Seine Kiefermuskulatur fing an zu arbeiten, sein Trommelfell schmerzte vom Pulsieren in seinem Kopf. Er rieb sich den Nacken. Seine Mutter suchte nach ihm. Seine Familie verbreitete seinen Namen. Den richtigen Namen, aber das falsche Bild. Sie taten das Richtige, aber es fühlte sich ganz falsch an. Er hätte es kommen sehen müssen. Was, wenn irgendjemand, den er kannte, die Leute von Haba! zum Beispiel, das sah! Herr Obata, Arinze, die Dame am Empfang, alle, die seinen Namen kannten. Wenn Syreeta es sah! Warum – warum nur nahm die Flucht kein Ende? Weil er offene Rechnungen zu begleichen hatte, darum. Es würde nie aufhören, solange er seiner Familie etwas schuldig blieb. Es war eine Schuld aus Samen und Milch, aus Blut, Schweiß und Tränen. Eine Schuld, die er weder begleichen noch der er entkommen konnte. Doch er würde es versuchen.

Er musste nun also seinen Namen ändern.

Furo hob die Zeitung wieder auf und sah das Foto an, das seinen Namen trug. Müdes Gesicht, müde Augen, müder Mund, Schwarze Haut. Das war alles, was er sah. Diese Person war nicht er. Er hatte sie hinter sich gelassen. Das Problem war, dass er, obwohl er vergessen hatte, wie er einmal ausgesehen hatte, nicht wusste, wie er jetzt aussah. *Weiß*e Haut, grüne Augen, rote Haare – Schwarzer Arsch. Alles bloß Beschreibungen für das, was die Leute sahen,

was sie in ihm sahen, aber nicht, wer er war. Das musste er herausfinden.

Es war an der Zeit, sich selbst ins Gesicht zu sehen.

Furo riss die Vermisstenanzeige aus der Zeitung, verbrannte sie in der Spüle und spülte dann ihre Asche den Ausguss hinunter. Er kehrte zurück ins Wohnzimmer, faltete die Zeitung zusammen, legte sie wieder auf den Tisch und schaltete den Fernseher aus. Er ging in Syreetas Schlafzimmer und zog die Vorhänge zu, ehe er Unterhemd und Boxershorts auszog. In diesem Zustand nackter Anmut – befreit von seiner Vergangenheit, neugierig auf seine Gegenwart und voller Hoffnung für seine Zukunft – schritt er zum großen Spiegel am Schminktisch und stierte ins Gesicht seines neuen Ichs. Ein Gesicht, das sich weniger in seinen Proportionen als vielmehr in der Beschaffenheit seiner Züge verändert hatte. Seine Ähnlichkeit zu dem Foto in der Zeitung war so groß und gleichzeitig so klein wie die zwischen Jugendlichem und Erwachsenem. Es hatte seine Unreife abgelegt. Andererseits war die unerwartete Veränderung von Hautton, Augenfarbe und Haarstruktur die Art Ablenkungsmanöver, die seine Verfolger auf die falsche Fährte locken würde. Schließlich hätte nicht einmal er selbst sich auf einem Foto seines neuen Antlitzes wiedererkannt. Seinen Eltern und jedem sonst, der anhand des alten Fotos nach ihm suchte, würde es ebenso ergehen. Immerhin wusste er, dass er nichts zu befürchten hatte. Er war ein ganz anderer Mensch, und hier und jetzt erkannte er, dass sein Gesicht kein bisschen aussah wie der alte Furo.

Anschließend ging er in sein Zimmer, breitete seine neue Kleidung auf dem Bett aus und überlegte, was er am Montag anziehen würde. Er hegte viele Erwartungen, aber am wenigsten konnte er es erwarten, am nächsten Tag anzufangen zu arbeiten. Er war aufgeregt vor seinem ersten Tag an einem richtigen Arbeitsplatz.

Nach dem Schulabschluss hatte er fast zwei Jahre auf der Hühnerfarm seines Vaters gearbeitet, aber Eier zählen war wohl kaum ein richtiger Job. Nach dem Studium hatte er ein Jahr im Zivildienst als Mathelehrer der unteren Klassen an einer Oberschule im sonnenversengten und fliegengeplagten Bundesstaat Kebbi gedient. Aber das war auch kein richtiger Job gewesen. Er war selten zum Unterricht erschienen, weil er kein Hausa und seine Schüler kaum Englisch sprachen, und erinnerte sich aus der Zeit in dieser Wildnis eigentlich nur an Spiel und Spaß mit den anderen Zivildienstleistenden. Damals war er noch voller Hoffnung und großer Träume gewesen, wild entschlossen, erfolgreich zu werden. Seine Zukunftsaussichten hätten sich seine Schüler – überwiegend Söhne von nomadisch lebenden Hirten und Erntehelfern – nur wünschen können. Er hatte eine Bildung genossen, von der sie nur träumen konnten. Außerdem waren da noch seine Eltern im Exzellenzzentrum Lagos, zu denen er zurückkehren konnte. Mittlerweile wusste er es jedoch besser. In der Zwischenzeit hatte er sich viele Male gewünscht, er hätte von seinen Schülern Kühe melken, Ziegen schlachten, Zwiebeln anpflanzen oder ein Handwerk gelernt, um sich von seiner eigenen Hilflosigkeit abzulenken. Im Gegensatz zu seiner miefigen Arbeit auf der Hühnerfarm wäre das eine Möglichkeit gewesen, sich zu beschäftigen, bis er endlich die Arbeit gefunden hätte, die er verdiente. Anders als sein Vater würde er niemals aufgeben, niemals stehen bleiben, nicht jetzt, nicht nachdem er die langen, harten Jahre der Arbeitslosigkeit überlebt hatte, deren einziger Sinn es gewesen war, ihm aufzuzeigen, wie leicht Hoffnung schwinden und Enttäuschung zu einem bodenlosen Loch werden konnte.

Doch das gehörte jetzt der Vergangenheit an. Er hatte Arbeit, ein neues Leben, und nun war es an der Zeit, einen neuen Namen zu finden. Er hatte beim Anprobieren seiner neuen Kleidung für

die Arbeit bereits einige ausprobiert, doch keiner schien so richtig zu passen, keiner fühlte sich an wie seiner. Zunächst liebäugelte er mit Kalabari-Namen, dann mit Itsekiri-, Efik-, Yoruba-Namen, doch bald schrieb er Nigeria ab. In seinem neuen Leben war er Amerikaner, und sein neuer Name würde das bestätigen. Ein neuer Name aus der neuen Welt für sein neues Ich – das klang richtig. Allerdings war es nun schon Abend und er immer noch namenlos. Syreeta würde bald zurückkommen. Er hängte seine Montagskleidung auf Bügel und sorgfältig in den Schrank, putzte dann seine Schuhe und stellte sie neben die Zimmertür. Nachdem er seinen Pass, sein Portemonnaie und sein gefaltetes Taschentuch auf den Nachttisch gelegt hatte, verließ er das Zimmer. Im Wohnzimmer schaltete er den Fernseher ein und tippte auf die Fernbedienung, bis er bei einem Musiksender ankam, auf dem ein Video von 2Pac und Biggie lief. Er stellte den Ton beinahe auf Flüsterlautstärke und ließ sich auf dem Sofa nieder, um eine Entscheidung zu treffen.

»Fangen wir bei A an: Abe, Brad, Carl, Dave, Eddie, Frank ...«

Frank fühlte sich richtig an – einfache Aussprache, leicht zu merken und derselbe Anfangsbuchstabe wie Furo. Nach dem Prinzip ließe sich auch ein Ersatz für Wariboko finden. Er brauchte einen Nachnamen, mit dem er seine Initialen behalten konnte.

»Wayne, West, Williams, nein ... White ... *Whyte*.«

Whyte fühlte sich ebenfalls richtig an, wie sein eigener Name, und er sprach beide zusammen so langsam aus, dass es in seinen Ohren klingelte: »Frank Whyte.« Er hatte Tränen in den Augen, während er die blinkenden Lichter im Fernsehen anstarrte. »Frank Whyte, Frank Whyte«, wiederholte er blinzelnd.

Er hatte seinen Namen gefunden.

## MORPHEUS

»Ich bin noch längst nicht fertig mit meiner Veränderung.«

— STANLEY KUNITZ, *The Layers*

**MIR WAR ES NICHT WICHTIG**, ob ich Tekena mochte, aber für meine Zwecke musste sie mich mögen. Und als ich sie an diesem bewölkten Sonntagnachmittag traf, war daher das Erste, was ich sagte: »Du bist hübsch.« Obwohl ich die Absicht hatte, sie durch meine Schmeichelei für mich zu gewinnen, überraschte mich die Welle der Freude und Dankbarkeit, die mich ergriff, als sie mit einer Würdigung meines Äußeren antwortete: »Du bist auch hübsch.« Wie eine aufblühende Blume durch Sonnenlicht und Wasser wird unser Wohlbefinden durch den Glanz in den Augen anderer und das Glucksen unserer Selbstachtung genährt. Wer ich als Person war, war mehr als mein Äußeres. Doch wie mich die Leute sahen, war zugleich ein Teil dessen, wer ich war.

Bald stellte ich fest, dass ich Tekena lieber mochte als ihren Bruder, dessen Namen ich nicht erwähnte, bis sie und ich zusammen im Palms Eis aßen. Furo war ein bisschen übergekommen wie ein Schmarotzer, müsst ihr wissen. Inzwischen habe ich erkannt, dass er verzweifelt war, dass er an dem Tag, an dem wir uns kennenlernten, in einer misslichen Lage steckte und jede Hilfe brauchte, die er kriegen konnte, aber etwas an seinem Wunsch, bei mir einzuziehen, an der Leichtigkeit, mit der er so etwas einen Fremden fragte, war mir gegen den Strich gegangen. Seiner Schwester könnte man unterstellen, sie nutze ein persönliches Unglück aus, um ihre Po-

pularität in den sozialen Medien auszubauen. In der Realität fand ich sie genauso gesprächig, wie ich es erwartet hatte, und vielleicht etwas zu vertrauensselig gegenüber Fremden, die Geschenke mitbrachten. Aber zu keinem Zeitpunkt erweckte sie bei mir den Eindruck, manipulativ zu sein. Nicht als Person, nicht mir gegenüber.

Daher mochte ich sie. Sie war letzten Endes von einem unverkennbar nigerianischen Schlag, nicht so sehr anders als ich, was ihre Herkunft und ihren sozialen Status anging. Wir gehörten beide zu den jungen Erwachsenen, die in den Ruinen der nigerianischen Mittelschicht aufgewachsen waren. Wir waren beide in die Militärdiktaturen der 80er- und 90er-Jahre hineingeboren worden; wir hatten die billigeren privaten oder die besseren öffentlichen Schulen besucht; wir hatten dieselben Unterhaltungsromane der Pacesetter-Reihe gelesen und dieselben Shows im nigerianischen Staatsfernsehen NTA gesehen; wir lebten in der Stadt. Anders als die Mehrheit der Nigerianer jedweder Altersgruppe sprachen wir Englisch als erste (und manchmal einzige) Sprache, und unsere hausgemachten Akzente waren zwei bis drei Generationen alt. Der Grund hierfür waren unsere gebildeten und aufopfernden Eltern, die das Glück hatten, durch all die Jahrzehnte kriegsähnlicher Entbehrungen ihre bezahlten Arbeitsplätze behalten zu haben; unsere privaten Diktatoren, die ihre Kinder mit denselben Peitschen schlugen, die sie für die ärmeren Angehörigen nutzten, welche sie als Haushaltshilfen aufnahmen; unsere Vorbilder, die so überzeugt davon waren, was wie zu sein hatte, dass sie auf Butter anstelle von Margarine bestanden, auch wenn sie sich lediglich *Blue Band* für unsere Lunchboxen leisten konnten; unsere Beschützer und Versorger, die weder Mittelschicht noch Arbeiterklasse waren, weder wohlhabend genug, um in den Ferien ins Ausland zu jetten, noch benachteiligt genug, die weihnachtlichen Pilgerfahrten in die Heimatdörfer der Familien einzustellen; unsere lebenslangen

Lehrer, die uns die tief sitzende Demütigung über das Versagen Nigerias genauso einimpften wie die bittere Sehnsucht nach der administrativen Kompetenz kolonialer Herrschaft. Das war es: In Tekenas Stimme und Gesten, in vielen Dingen an ihr sah ich dieselben Widersprüche, die auch mich geprägt hatten. Scham und Arroganz. Pragmatismus und Sentimentalität. Gedankenlose Gewalt und blinde Aufopferung. Rouge auf Schwarzer Haut ...

Fakt ist, als ich Tekena sah, schweiften meine Gedanken zu meiner Mutter. Auch sie trägt Rouge in meinen Kindheitserinnerungen. Meine Gefühle gegenüber meinem Vater sind weniger widersprüchlich: Er ging weg, als ich acht war. Meine Mutter blieb, verdammt dazu, bei der Erziehung ihres Sohnes zu versagen. Denn der Erfolg eines Mannes, so sagen unsere Leute, liegt in den Händen seines Vaters. Du bist deines Vaters Sohn – du trittst in seine Fußstapfen. Männlichkeit und ihr Machismo werden auf den Samen zurückgeführt, woraus dann folgt, dass das Versagen, einen richtigen Mann zu produzieren, dem Ei zur Last gelegt wird. *Your papa born you well*, singen sie einem Mann zu Ehren, aber wenn er Soundso Erwartungen an die XY-Männlichkeit enttäuscht, wird daraus: *Nah your mama I blame*. Ich will es so sagen: Wenn du in einer weltweiten Bullenkampfarena lebst, musst du auch damit rechnen, dass dir Bullshit um die Ohren fliegt. Wenn sie sagen, ich könne unmöglich der Sohn meiner Mutter sein, dann bin ich wohl ihre Tochter.

Nachdem wir uns im Food Court des Palms niedergelassen hatten, um unser Eis zu essen, begann ich, Tekena nach ihrem Bruder auszufragen. Ich sog all die Details auf, die sie über sein Verschwinden preisgab, wobei es, wie sich herausstellte, nicht viele waren, nicht genug jedenfalls, um meinen Wissensdurst zu stillen. Sie war an jenem Montagmorgen aufgewacht und hatte festgestellt, dass

er das Haus bereits für das Bewerbungsgespräch verlassen hatte, das er ihr gegenüber erst am Abend zuvor beim Bügeln seiner Kleidung erwähnt hatte, und daher fanden weder sie noch ihr Vater irgendetwas an seiner langen Abwesenheit seltsam. Er wurde nicht vermisst, bis ihre Mutter aus dem Büro zurückkam und nach ihm fragte. Erst dann ging Tekena in Furos Zimmer und fand sein Handy. Und der Rest, so sagte sie, war ein Desaster. Aus Tekenas Tweets wusste ich bereits, dass sie und ihre Eltern von Furos Verwandlung keinen blassen Schimmer hatten, daher erwähnte ich auch mein Treffen mit ihm nicht. Während sie den Schmerz, den sein Verschwinden über die Familie gebracht hatte, Revue passieren ließ, gab ich angemessene Laute des Mitgefühls von mir und konnte nicht umhin, mich zu fragen, was passiert wäre, wenn Furo nach seiner Verwandlung geblieben wäre. Das war die Frage, auf die ich eine Antwort wollte und die ich würde selbst beantworten müssen.

Kurzerhand beschloss ich, Tekena zu fragen, ob ich ihr einen Besuch zu Hause abstatten dürfe. Ehe ich aber Gelegenheit dazu hatte, geschah etwas. Es war ein wenig später, nachdem wir den Food Court verlassen hatten und nach oben gegangen waren, Richtung Kino. Wir warteten in der Schlange, um unsere Tickets am Kassenhäuschen zu kaufen, als ein Mann auf uns zutrat. Ich hatte ihn kommen sehen und roch schon Ärger, auch wenn ich davon ausging, dass meine Begleitung ihm eine Abfuhr würde erteilen müssen. Ich lag falsch. Ich war es, auf mich wackelte sein dicker Wanst zu. Er hatte einen enormen Bauch, den er mit ebenso viel Stolz vor sich hertrug wie das Tablet-große Handy, das er mit seiner linken Hand umklammert hielt. Für mich sah er aus wie ein Lokalpolitiker, einer dieser schroffen Schlägertypen, die von der Busfahrer-Abzocke zur Schikane an den Wahlurnen aufgestiegen waren und nun damit ihr Geld verdienen. Ich war bereits irritiert

von der Art, wie er mich angrinste, und angespannt, weil er mir so nah kam, aber als er sagte: »Du, ich mag deine Haare«, und gleichzeitig seine Hand hob, um über meine Dreadlocks zu streichen, war ich doch überrascht von der Heftigkeit meines Erschauerns. Ich spürte Tekenas Ausdruck stellvertretender Abscheu, noch bevor sie seine Hand wegschlug und in aufgebrachtem Tonfall sagte: »Lass meine Freundin in Ruhe!«

Rohheit ist eine Krankheit, die Geld eher verschlimmert als heilt. Und dieser Mann war ein Musterbeispiel dieses Krankheitsbildes. Lass meine Freundin in Ruhe, sagte Tekena. Eine Aussage, die keine Zweifel zuließ. Ein weniger vulgärer Mann hätte sich, falls er immer noch die Intention hatte, eine Frau zu bezirzen, deren Ablehnung so offensichtlich war, zunächst für seine Dreistigkeit entschuldigt und dann vielleicht eine schmeichelhafte Lüge oder so etwas wie »Du kommst mir bekannt vor« hervorgebracht. Phrasen aus dem Arsenal improvisierten Balzverhaltens. Nicht so unser Mann. Er war ein dickhäutiges, trampeliges Nilpferd. Seine Antwort war pure Aggression. »Was'n für 'ne Freundin?«, spottete er, und als Tekena ihm einen Blick zuwarf, der sagte, hau ab und stirb, fragte er mit einem dreckigen Lachen: »Seid ihr etwa Lesben?«

Tekena war trotz ihrer verspielten Art auf Twitter eine echte Lagos'sche Göre. Sie konnte genauso gut austeilen, wie sie einsteckte. Sie beherrschte das Spiel mit dem Feuer, das Eins-gegen-Eins, den verbalen Schlagabtausch – dies waren alles nützliche Fertigkeiten in einer Großstadt, in der sogar Bettler dich verfluchten, wenn du ihnen nur Kleingeld gabst. Daher also ihre etwas übertriebene Retourkutsche, zu der sie ansetzte, indem sie bedeutungsvoll ihren Arm um meine Hüfte schlang, bevor sie zu dem Mann sagte: »Und was, wenn wir Lesben sind? Was geht dich das an? Glaubst du echt, wenn wir einen Mann wollten, würden wir

ausgerechnet zu dir kommen? Zu dir, *ke*? Mit der fetten Wampe, mit der du eine Kuh zerquetschen könntest?« Ihre Worte klangen wie süßes Gift, und für einige Sekunden war der Mann genauso fassunglos wie ich. Er berappelte sich zuerst und öffnete den Mund, um loszubrüllen, besann sich dann aber eines Besseren und ging davon. »Kluge Entscheidung!«, rief ihm Tekena hinterher.

Eine Frau beschützte mich vor dem, was ich einmal war.

Frausein geht mit ganz eigenen Bürden einher, dazu zählt die permanente Mahnung, einen untergeordneten Status zu bekleiden, dessen vorherrschendes Symptom ungewollte sexuelle Aufmerksamkeit von Männern ist. Diesen Aspekt meiner neuen Identität hatte ich nicht vorhergesehen. Busfahrer piffen mir auf der Straße nach; Autofahrer fahren rechts ran, um mich zur nächsten Bar mitzunehmen; und als ich mich auf dem Yaba-Markt neu einkleiden ging, griffen die Verkäufer nach meiner Hand und lachten über meinen Protest. Männer jeden Typs und jeden Alters kommentierten mein Äußeres: hübsches Mädchen, süße Lippen, korrekte Mieze, dicker Hintern. Vermieter wollten wissen, ob ich bald heiraten würde, ob ich Kinder hätte, ob mein Vater oder mein Chef für mich bürgen würden. Eine Frau sollte nicht allein wohnen, nicht allein friedlich ihres Weges gehen oder gar allein sein wollen.

Schade um den Mann, der niemals zu der Frau wird, die er sein könnte.

Ich stand noch am Anfang meiner Reise zu den entlegensten Winkeln meiner Identität. So wie jene, die vor mir in ein Anderssein übergegangen waren, lernte ich, dass Äußerlichkeiten immer auch Konflikte bargen. Männlich oder weiblich, Schwarz oder *weiß*, das Auge des Betrachters und das Modebewusstsein des Betrachteten, all dies füttert unseren Drang danach, Menschen auf den ersten Blick in Schubladen zu stecken. Frau und Mann: zusammengepfercht in eine einzige Spezies und dennoch getrennt

durch eine geschlechterspezifische Geschichte, die bis in den Mutterleib zurückreicht. Aber in diesem Gegeneinander der Egos hatte ich die Seiten gewechselt. Trotz der Fessel der Männlichkeit, die mich weiterhin an die Vergangenheit kettete, war ich mehr als ein Mann.

Ich war, wer auch immer ich mir wünschte zu sein.

Als Tekena und ich aus dem Kino kamen, sagte ich ihr, dass ich am Samstag in Egbeda sein würde (eine kleine Lüge), und fragte, ob es okay wäre, auf einen kurzen Besuch bei ihr zu Hause vorbeizuschauen. Sie stimmte mit einem Ausdruck ehrlicher Freude zu, und am nächsten Wochenende, am letzten Tag im Juni, klopfte ich kurz vor Mittag an ihre Tür. Sie kam, öffnete, und wir gingen ins Wohnzimmer, wo ich die beiden Objekte meines unbändigen Forschungsinteresses erspähte: Furos Mutter und Vater.

Monima Wariboko war ein ehemaliger Beamter, der inzwischen eine Hühnerfarm besaß. Er war vierundsechzig Jahre alt und fünfunddreißig davon verheiratet. Als ich ihn zum ersten Mal sah, hing er in einem Sessel, in dem er die beste Position vor dem Fernseher innehatte. Er war ein hochgewachsener Mann, seine Statur kräftiger als die seines Sohnes, und dennoch, wie er dort saß, hypnotisiert vom Fernseher, wirkte er wie die kleinste Person, die ich je gesehen hatte. Er war vollkommen gebrochen. Das machten seine schlaffen Lippen deutlich, als er den Kopf hob, um meinen Gruß zu empfangen; und seine keuchende Stimme, diese erschöpfte Art zu sprechen, die bei jedem anderen als Marlon Brando einfach nur deprimierend klang. Er war unbekleidet bis auf einen alten Wrapper seiner Frau, ein farbenfrohes Wachsprinttuch, das er um die Hüfte und unter dem Gollum-artig geschwollenen Bauch zusammengeknotet trug. Er ähnelte einem Fischer aus einer Daguerreotypie, einem Nichtsnutz, der seit Jahren keinen Fang im Netz ge-

habt hatte und sich trotzdem an den Cassavas von der Farm seiner Frau fett gefressen und der dann für die Kamera posiert hatte, weil er als Einziger nicht auf See war, als die Kolonialisten kamen. Er ging mir sofort auf die Nerven.

So fühlte ich, als ich Furos Vater zum ersten Mal sah. Aber später, nach einigem Nachdenken, nahm ich die Scheuklappen ab. Ja, er war tatsächlich ein gebrochener Mann, sein Leben und Herz waren zu Bruch gegangen, er war ein Pleitegeier, aber immerhin war er da geblieben. Er war eine Vaterfigur für seine Kinder, ein schwacher Vater ohne Frage, aber ein Vater, den sie sehen konnten. Er war seiner Tochter, die ihn offensichtlich von Herzen liebte, freundschaftlich verbunden. Er misshandelte seine Ehefrau nicht, noch beschämte er sie mit Seitensprüngen. Er war kein Beamter geblieben, nur um nichts zu tun, als Geld zu veruntreuen. Er baute sein eigenes Unternehmen durch ehrliche Arbeit auf und gab sein Bestes, es zu führen – auch wenn sein Bestes nur dazu reichte, es zu ruinieren. Wenigstens kann an dem Tag, an dem sein Sarg in die Erde eingelassen wird, jemand mit Fug und Recht behaupten: »Hier liegt ein guter Mann.«

Tekena stellte mich ihren Eltern als neue Freundin vor, die sie auf Twitter kennengelernt hatte. Nachdem ihr Vater meinen Gruß erwidert hatte, widmete er seine Aufmerksamkeit wieder dem Fernseher, und so war es an der Mutter zu fragen, was denn Twitter sei. Während Tekena es ihr erklärte, musterte ich diese Frau. Sie lag auf der Seite auf einem Sofa, ihr Kopf auf der Armlehne ruhend, und sie war so winzig, dass sie nicht mal ihre Beine anziehen musste, um auf die Länge des Sofas zu passen. Aufgrund von Tekenas stichelnden Tweets über ihre Mutter hatte ich eine eindrucksvollere Gestalt erwartet, definitiv matriarchalisch, vielleicht der Typ Marktfrau, mit Gliedmaßen wie Baumstämme, einem Busen wie ein Prellbock und einem Fels von einem Rücken. Doris Esosa

Wariboko, geborene Osagiede, war alles andere als das. Vielleicht war sie gerade wegen ihrer zierlichen Statur eher gut gealtert. Mit achtundfünfzig sah sie aus wie in ihren Vierzigern. Obwohl sie zwei Kinder geboren hatte, zeigte ihr Bauch wenige Anzeichen, durchzuhängen. Ihre nackten Beine hatten eine zarte Haut, ihr Gesicht war frei von Falten und Altersflecken, und sie trug ihr Haar in gepflegten Dreadlocks, die Wurzeln so schwarz, dass sie offensichtlich gefärbt waren. Es waren ihre Haare, die meine Meinung über sie festigten.

Alle Kinder lebender Mütter halten diese Wahrheit für selbstverständlich: Die Mutter deiner besten Freundin, die Mutter deines Ehepartners, die Mutter deiner Mutter, die Mutter von irgendetwem sonst ist immer die bessere Mutter. Zeig mir den Mann, der die Mutter will, die er hat, und ich zeige dir seinen Ödipus-Komplex – und doch, wäre ich Furo, würde ich wollen, dass meine Mutter die Frau war, die hier ausgestreckt auf diesem Sofa lag. Aber er hatte auch sie zurückgelassen, genauso wie er seinen Vater aufgegeben hatte, seine liebenswürdige Schwester, seine gesamte Vergangenheit. Furos Mutter zu treffen brachte mich seiner Geschichte nicht näher; nein, eher bewirkte es, dass ich meine Fragen hinterfragte. (Frage: Hätte Furos Familie ihn als das, was er geworden war, akzeptiert? Antwort: Kein *weißer* Mann ist je in Lagos gelyncht worden.)

Bevor Tekena mich zu Furos Schlafzimmer führte, unterhielten ihre Mutter und ich uns kurz über Haare. Ich brachte das Thema auf, weil ich sie sprechen hören wollte, um zu verstehen, wie sie tickte. Auch schien es mir sicheres Terrain zu sein bei einer Frau, die um den Verlust ihres Kindes trauerte. Also sagte ich ihr, sie habe schöne Haare. Sie bedankte sich und fixierte mich gleichzeitig mit diesen grimmigen Augen, aus denen das Lachen erst kürzlich ver-



trieben worden war. Ich versuchte es erneut, sagte: »Entschuldigen Sie, Ma«, aber dass ich gerne wüsste, was sie für ihre Haare benutzte, das ihnen so viel Volumen gab. Da bemerkte sie meine. »Komm«, sagte sie und setzte sich auf. Ich ging auf sie zu, und dann, ihrer Geste Folge leistend, kniete ich mich zu ihren Füßen und platzierte meinen Kopf in ihrem Schoß. Als ihre Finger sich durch meine Dreads arbeiteten, bekam ich heftige Gewissensbisse angesichts der Informationen, die ich vor ihr geheim hielt. Zur Hölle mit dem Roman. Keine Geschichte ist das menschliche Leid wert, das sie beflügelt. *Ich weiß, wer dein Sohn ist*, wollte ich in den Geruch von Trauer und Kakaobutter hinein sagen. *Ich weiß, dass er lebt und es ihm gut geht. Ich weiß, warum er gegangen ist.* Aber ich biss mir auf die Zunge, bis sie sagte: »Du benutzt Sheabutter. Das ist gut. Ich benutze Kokosöl, aber deine Haare sind zu dick dafür.« Als sie mit Sprechen fertig war, zog sie ihre Hand aus meinen Haaren zurück, griff nach meinem Kinn und hob mein Gesicht an, um mich anzusehen. Unsere Blicke trafen sich, und ich durchlitt den betrügerischsten Moment meines Lebens. Ich glaubte, ich müsse in Tränen der Erleichterung ausbrechen, als sie letztendlich sagte: »Geh, sprich mit deiner Freundin. Diese Oyibo-Haare, die sie sich antut ...« Tekena erhob die Stimme, um zu protestieren, und somit beließ ihre Mutter es bei einer unvollendeten Aussage, aber ich verstand, was sie meinte. All die Goldklumpen, die ich gehofft hatte, mithilfe von Furos Geschichte auszugraben, im Subtext der eigenen Identität und des Selbstbetrugs, eines kontinentalen Minderwertigkeitskomplexes, des größer werdenden Strudels des kolonialen Dilemmas unserer Eltern, all das machte seine Mutter zunichte, die meine Scheinheiligkeit in wenigen gelassenen Worten zutage brachte.

In Furos Schlafzimmer fand ich nichts. Es war schon etwas aufregend, die Einzige zu sein, die wusste, dass er in diesem Raum

in seinem neuen Selbst erwacht war. Und für ein paar Sekunden dachte ich sogar, die Sauberkeit seines Zimmers gäbe mir Einblick in seine Persönlichkeit; alles war an seinem Platz, seine Kleidung hing im Kleiderschrank, sein Schreibtisch war ordentlich, sein Bett gemacht, aber dieses Leckerli vor meiner Nase löste sich in Luft auf, als ich Tekena fragte, ob irgendwer seit seinem Verschwinden das Zimmer aufgeräumt hätte. Seine Mutter, wurde mir mitgeteilt, putze es jeden Tag, in Erwartung seiner Rückkehr. Genau dort in diesem Schlafzimmer, als ich neben Tekena posierte und sie ein Selfie knipste, um es auf Twitter zu posten, wurde mir klar, dass ich mit Furo sprechen musste.